

REFORMIERTE KIRCHE IM HELVETISCHEN KULTURKONTEXT

Deutsch-Schweizerische und deutschschweizerische Perspektiven

Thomas Schlag

In der schweizerischen Kultur – und damit auch in der Kirche – kommt es auf die Feinheiten an. Dies ist nicht nur für deutsche Grenzgänger, sondern auch kirchentheoretisch hoch relevant. Wer beim Hören die Nuancen nicht wahrnimmt, läuft schnell Gefahr, das Entscheidende zu überhören. Wer beim Reden zu deutlich oder gar zu laut wird, dem droht, auf subtilste Weise ignoriert zu werden. Die kleinsten Gesten und Signale werden in eidgenössischem Eigensinn genauestens beobachtet und wollen auch beachtet werden. Wer die feinen Unterschiede hingegen übergeht, hat ein Problem, ohne dass er es überhaupt merkt. Auch der helvetische Sensus für Dissonanzen und für den Ausnahmefall ist extrem hoch. Alle wissen sehr wohl, wo und wann Konflikte drohen. Aber der kulturelle Habitus der gepflegten Zurückhaltung sorgt dafür, dass persönliche Differenzen nur im Extremfall ausdrücklich zum Thema gemacht werden. So lange wie nur irgend möglich wird nach Konsens gesucht oder ist man wenigstens bestrebt, den Disput unter der Decke zu halten.

Diese kulturellen Phänomene einer »Kunst der Vermittlung und der Verständigung«¹ sind auch zu beachten, wenn man sich in kirchentheoretischer Perspektive die Gegenwart und Zukunft der reformierten Kirche in der Schweiz vor Augen führt. Auch hier ist es ein feiner Strich, der den entscheidenden, eben feinen Unterschied macht. Denn der habituell-reformierte Stil kommt ebenfalls unaufdringlich daher. Es existiert gleichsam ein helvetisch-ekklesiologischer Sonderfall der verborgenen Dimension von Kirche.

Insofern unterscheide ich auch die Teilüberschriften meines folgenden Beitrags mit Hilfe eines kleinen Binde-Strichs:

¹ V. Reinhardt, *Geschichte der Schweiz*, 2. Aufl., München 2007, 119.

I EINE DEUTSCH-SCHWEIZERISCHE PERSPEKTIVE. AUSSENANSICHTEN UND IRRITATIONEN

Anhand von drei neueren Pressemeldungen aus der schweizerischen Kirchengemeinschaft sei das praktisch-theologische Untersuchungsfeld betreten – und dabei geht es mir nicht darum, durch Exotica zu belustigen. Sondern ich möchte gleichsam impressionistisch aus der Perspektive des grenzgängerischen Lutheraners und inzwischen mit der deutschschweizerischen Kirchenszene durchaus Vertrauten einige Perspektiven auf aktuelle Eigenheiten und Fraglichkeiten in den Blick nehmen:

REFORMATION OHNE GEMEINSAMES JUBILÄUM?

Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordostschweiz, 30. Juni 2012: »2017 jährt sich der Thesenanschlag Martin Luthers zum 500. Mal. Doch die Schweiz hatte eigene Reformatoren, Zwingli in Zürich, Oekolampad in Basel, Calvin in Genf. Kirchenbundspräsident Gottfried Locher meint: Jeder Ort soll seine Reformation im entsprechenden Jahr feiern. Doch ohne gemeinsame Botschaft werde das 500-Jahr-Jubiläum der Reformation nicht wahrgenommen. Er plädiere für Reformationsfeiern vor Ort im je entsprechenden Jahr. [...] Aber zu einem Jubiläum gehörten auch inhaltliche Konzentration und Öffentlichkeit. Es brauche »eine Botschaft, nicht viele Botschäftchen«. Und diese müsse kurz sein. [...] Und er warb auch gleich mit einem konkreten Vorschlag für die Einigung auf einen Kernsatz. »Wer glaubt, ist frei«².

PFARRERIN OHNE GOTTESGLAUBE?

Der Bund, Bern, 19. August 2013: »Die Kirchenleitung der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn stellt sich hinter die Pfarrerin Ella de Groot. Ihre theologische Position sorgte für Diskussionen im In- und Ausland. Nach Ansicht des Synodalarats versucht Ella de Groot, die Botschaft der Bibel in einer neuen Sprache zu formulieren, wie die reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn am Montag mitteilten. Damit erfülle die Pfarrerin ihren Auftrag, das Evangelium nach bestem Wissen und Gewissen zu verkünden. Die Suche nach einer neuen Sprache für den christlichen Glauben entspreche der Haltung des gesamten Synodalarates. Im Unterschied zu den pointierten Titeln der Medienbeiträge verstehe sich de Groot auch nicht als Atheistin. Mitte Juli hatte die reformierte Pfarrerin in der Sendung »Perspektiven« von Radio SRF2 ihre theologische Position dargelegt. Das Gespräch war unter dem Titel »Hört auf zu glauben!« angekündigt worden.

² <http://www.kirche-heute.ch/kirche-heute/beitraege/1titel/2012-27-29-Reformierte-suchen.php> (abgerufen am 13. 9. 2013).

Im Vorfeld hatte die ›Berner Zeitung‹ über die Position de Groots mit dem Titel ›Frau Pfarrer glaubt nicht an Gott‹ berichtet.

Sollten Mitglieder der Pfarerschaft Gott tatsächlich leugnen, müsste der Synodalrat deutlich widersprechen, heißt es in der Mitteilung der reformierten Kirchen. Die Kirchenleitung würde solche Pfarrer auf ihre Verpflichtung durch Ordination und Verfassung erinnern. [...] Gemäss den Medienberichten sagte de Groot unter anderem, sie glaube nicht an einen personalen, ausserweltlichen Gott. Für sie sei Gott etwas Innerweltliches, die Lebenskraft, die Lebensenergie. Mit ihren Auffassungen bewege sich de Groot aber im Spektrum dessen, was in der reformierten Kirche vertreten wird, hält die Kirchenleitung fest. Die pointierten Aussagen der Pfarrerin hätten einen gewissen Skandalwert und seien deshalb medial interessant. [...] Die Kirchenleitung könne und wolle ihre Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht massregeln«³.

KIRCHENLEITUNG OHNE BISCHOF?

St. Galler Tagblatt, 18. August 2013: »Die Schweizer Reformierten stehen vor einer ZerreiSSprobe. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) plant als nationaler Dachverband eine Verfassungsreform, mit der die Reformierten wieder mehr gesellschaftliches Gewicht bekommen sollen. Statt SEK heißt das neue Konstrukt Evangelische Kirche in der Schweiz (EKS), in klarer Anlehnung an die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD). Einer der Gründe für die Reform ist, dass mit einer EKS die oftmals verwirrende Vielfalt der Reformierten ein klares Profil bekommen und sie mit einer Stimme sprechen soll. Das heißt aber auch, dass die Kantonalkirchen Macht abgeben müssten – und der EKS-Präsident mehr Einfluss gewänne und eine Art reformierter Bischof würde. Der St. Galler Kirchenratspräsident Dölf Weder kritisiert dies scharf: ›Der Verfassungsentwurf macht aus dem Präsidium eine Art Bischof oder nationalen Pfarrer.‹ Einzelne Teile der Reform seien zudem ›zutiefst unreformiert und undemokratisch‹«⁴.

Dieses in den verschiedenen medialen Berichten benannte dreifache »ohne« – also ohne Jubiläum, ohne Gottesglaube, ohne Bischof – kann aus der Außenperspektive irritierend wirken und als Verlust angesehen werden, so als ob hier etwas fehle. So als ob endgültig nicht mehr klar sei, was die Reformierten und ihre Identität bzw. den Kern ihres Wirkens und Wollens eigentlich überhaupt ausmache.

Der weiteren Beispiele, die auf den ersten Blick auf einen kompletten Traditionsverlust schließen lassen, gäbe es viele: Ohne Bekenntnisbindung, ohne kla-

³ <http://www.derbund.ch/bern/kanton/Rueckendeckung-fuer-Pfarrerin-Ella-de-Groot/story/23918373> (abgerufen am 13. 9. 2013).

⁴ <http://www.tagblatt.ch/osso/so-pw/art304159,3504773> (abgerufen am 13. 9. 2013).

res Profil, ohne Pflicht zur Verpflichtung. Reformierte Kirche, so hat man manchmal von außen den Eindruck, testet mit dieser Art von landeskirchlichem, ja gemeindeautonomen Freigeist permanent den Grenzkostennutzen aus – frei nach dem Motto: Was kann man sich eigentlich an Pluralität bis hin zur öffentlichen Irritation leisten, bis die negativen Konsequenzen auf den eigenen Leib durchschlagen?

Nun musste und durfte der grenzgängerische Lutheraner allerdings erst lernen, dass manche lokalen Eigenheiten bis hin zu durchaus verstörenden Formen gottesdienstlichen Handelns durchaus ihren Charme haben – vor allem aber war zu lernen, dass alle Versuche einer Kritik oder Infragestellung solcher Formen ihrerseits auf Unverständnis und durchaus auch auf Widerstand stoßen.

Gerade deshalb lohnt es sich und ist es notwendig, die Perspektive zu wechseln:

2 EINE DEUTSCHSCHWEIZERISCHE PERSPEKTIVE. INNENANSICHTEN UND ERKLÄRUNGSVERSUCHE

Ich lasse nun den Bindestrich des ersten Abschnitts beiseite und komme auf die deutschschweizerische Perspektive zu sprechen. Die Nomenklatur ohne Bindestrich ist Selbstbezeichnung für die deutschsprachige Schweiz. Also nun der Versuch einer Innensicht:

Tatsächlich könnte man sogleich in aller Breite die sinkenden Zahlen, die einem die Religionssoziologie in regelmäßigen Abständen präsentiert, anfügen. Dies sei hier allerdings nur kurz angesprochen: Die aktuellen Zahlen laufen tatsächlich auf die Frage zu, ob es zukünftig ohne Reformierte und gleichsam im Jenseits der Volkskirche weitergehen wird: So sind in der Zwingli-Stadt Zürich die Katholiken inzwischen in der Mehrheit und es werden noch rund 25% Reformierte gezählt; in der Calvin-Metropole Genf besteht ein aufrechtes Häuflein von 11%, in Karl Barths Homeground Basel existieren noch knapp 20% Reformierte, über die ganze Schweiz gesehen sind noch rund 30% Reformierte zu konstatieren – Tendenz: absteigend.

Und dann werden eben gerne die irritierenden Nachrichten, die genannten Zahlen und die faktische Religionspluralität miteinander vermengt im Sinn der Argumentationsfigur: Immer weniger Klarheit, immer mehr Austritte; immer größere Laxheit, immer weniger Attraktivität. Dann heißt es eben bekanntermaßen prognostisch beim Religionssoziologen Jörg Stolz über die Zukunft der Reformierten: »Kleiner, ärmer, älter«⁵ und Christoph Bochinger spricht absichts-

⁵ Vgl. J. Stolz/E. Ballif, Die Zukunft der Reformierten. Gesellschaftliche Megatrends – kirchliche Reaktionen, Zürich 2010.

analytisch von der Heterogenisierung und Nivellierung der schweizerischen Religionslandschaft.⁶

Aber das ist nun deutlich zu kurz gesprungen. Denn man versteht das Selbstverständnis der deutschschweizerischen (ohne Bindestrich!) Kirchenkultur nicht, wenn man meint, dass die Dinge so einfach lägen.

Natürlich gibt es gegenwärtig für schweizerische Verhältnisse brachiale Formen der Destabilisierung – und dies an vielen kulturellen und kirchlichen Fronten: Die internationale Mobilität wendet sich subjektiv gesehen in vielfältiger Gestalt gegen die Eidgenossenschaft: Grenzen werden durchlässig, Geheimnisse sichtbar, vertraute Strukturen werden zur folkloristischen Fassade, und traditionales kirchliches Leben dünnt in gewisser Weise durchaus aus. Zudem stehen in drei Kantonen im kommenden Jahr Volksabstimmungen gegen die Unternehmenskirchensteuer an, was die Kirchen im Fall der Zustimmung tatsächlich in eine erhebliche Not bringen könnte.

Man greift aber kirchentheoretisch zu kurz, würde man die aktuelle Befindlichkeit der reformierten Kirche und ihrer Mitglieder nun gerade von einer numerischen Krieteriologie her durchzubuchstabieren versuchen.

Deshalb lohnt die Innenperspektive. Und hier gilt: Die Frage nach »Identität oder Unerkennbarkeit«, »Abbruch oder Aufbruch« kann nach helvetischem Verständnis nicht im Sinn einer dualistischen Alternative beantwortet werden, sondern stellt eine zutiefst dialektische Gesamtoption dar. Übrigens ist es wohl kaum ein Zufall, dass die Metapher der Suche selbst bereits eine Art Erkennungsmerkmal der Reformierten darstellt, wie es sich einerseits in der Selbstdeklaration der Kirche als offene Such- und Weggemeinschaft manifestiert,⁷ andererseits in einem lesenswerten Sammelband zum Profil der Reformierten mit dem Untertitel »Suchbilder einer Identität«⁸. So wie es eine Kultur der feinen Wahrnehmungen gibt, ist eben auch eine hohe Kunst der so aufmerksamen wie gelassenen Suche nach dem Besseren zu konstatieren.

Solange Freiheit gewährleistet ist, kann man mit allen möglichen Pluralitäten und Szenarien und selbst den komplexesten Dynamiken und Veränderungen durchaus gut leben. Solange Entscheidungsfreiheit und die Möglichkeit der Beteiligung und Revidierbarkeit besteht, sind alle Entscheidungen prinzipiell denkbar und alle Wege begehbar.

⁶ Vgl. *Ch. Bochinger* (Hg.), *Religionen, Staat und Gesellschaft. Die Schweiz zwischen Säkularisierung und religiöser Vielfalt*, Zürich 2012.

⁷ Vgl. *Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn* (Hg.), *Unterwegs ins 21. Jahrhundert. Die Kirche als offene Such- und Weggemeinschaft. Ein Bericht des Synodalrates »über Leben, Tätigkeit und Probleme der Kirchgemeinden, der kirchlichen Bezirke und der Kirche«* (KO Art. 174 Abs. 3), Bern 2003.

⁸ *M. Krieg/G. Zangger-Derron* (Hg.), *Die Reformierten. Suchbilder einer Identität*, Zürich 2002.

Oder wie Peter Bieri seinen »Vetter aus Bern« zitiert, der sein Unverständnis über die deutsche politische Kultur zum Ausdruck bringt: »Wie bin ich froh, daß es hier anders ist. Hier kann ich bis zuletzt mitbestimmen. Gut, am Ende verliere ich vielleicht, die Mehrheit ist gegen mich. Aber ich konnte votieren, Einfluß nehmen – auch wenn es am Ende nicht gereicht hat. [...] In den wichtigen Dingen des Lebens gibt man seine Autorität nicht aus der Hand. Man läßt sich nicht freiwillig bevormunden. Das ist dumm. Und würdelos!«⁹ Und grundsätzlich sind Natur, Vernunft und Freiheit ohnehin höhere Entscheidungsinstanzen als alle religiösen und staatlichen Institutionen¹⁰ – zumindest im Sinn eines idealistischen Traumbildes.¹¹

Diese mit der Entscheidungsfreiheit konstitutiv gegebene Entscheidungsunschärfe gilt nun eben auch für die ekklesiologischen Identitätsmarker. Das »und« ist entscheidend: Individualität und Institution, Gebundenheit und Freiheit, Identität und Privatheit, Lokalität und Globalität, Beharrung und pragmatische Anpassung – all dies ist nach reformiertem Selbstverständnis weder durch irgendeine Bekenntnisverpflichtung oder gar abschließend zu bestimmen, sondern vielmehr in seiner Spannung prinzipiell offen zu halten und dem freien Meinungsaustausch darüber auszusetzen. Der permanente diskursive Balanceakt ist Teil des Programms – und zwar in aller Radikalität.

Zwinglis Rede von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit ist somit bester Ausdruck für das reformierte Equilibrium – wie übrigens das kantonale und jeweils dort nochmals vielfältige Verhältnis zwischen Kirche und Staat bis in die Gegenwart hinein. Daran ist man mindestens innerkirchlich nach wie vor geschult – von grundsätzlichen Nivellierungen der Religionslandschaft ist insofern ebenso mit erheblicher Vorsicht zu sprechen wie von einer vermeintlich eindeutigen Staat-Kirche-Relation. Dazu sind tatsächlich die Verhältnisse im Einzelnen zu unterschiedlich und zu komplex.

Nebenbei bemerkt werden die aktuellen Bestrebungen, die Unternehmenskirchensteuer abzuschaffen, von politisch nach wie vor mehrheitsfähiger Seite selbst eindeutig in Frage gestellt: Dies mit dem höchstinteressanten religionskulturellen Argument, dass die Kirchen gerade durch ihr soziales Engagement einen unverzichtbaren Beitrag zum Gemeinwesen leisten würden. Kein Wunder, dass in einer programmatischen Stellungnahme zum anstehenden Reformationsjubiläum der – inzwischen schon wieder gewesene – schweizerische Bundespräsident Ueli Maurer die Rolle der Reformierten gerade wie folgt beschreibt:

⁹ P. Bieri, *Eine Art zu leben. Über die Vielfalt menschlicher Würde*, München 2013, 42 f.

¹⁰ Vgl. P. von Matt, *Die Schweiz zwischen Ursprung und Fortschritt. Zur Seelengeschichte einer Nation*, in: *Ders., Das Kalb von der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz*, München 2012, 22.

¹¹ Vgl. a. a. O., 34.

»Die Reformation gehört zu den historischen Ereignissen, die unsere Schweiz entscheidend geprägt haben [...]. Aus staatsbürgerlicher Sicht steht für mich das Element der Selbstverantwortung im Vordergrund, das dank der Reformation im Wertefundament unserer Gesellschaft deutlich gestärkt wurde«. Von diesem religionskulturell historischen Rückblick aus zieht er dann genau diese Linie bis in die Gegenwart hinein weiter, indem formuliert wird: »Die reformierte Kirche hat mit ihren Werten unsere freiheitliche Gesellschaft ganz wesentlich mitgeprägt, direkt und indirekt. Das macht sie auch in unserer modernen Gesellschaft unverzichtbar«. Daran schließt interessanterweise eine – übrigens aus programmatischen Gründen als »persönliche« deklarierte – Bitte an, »die ich als Staatsbürger sowie als Mitglied der evangelisch-reformierten Kirche an Sie richten möchte: Ihre Bedeutung beruht auf einem zeitlosen Erbe ganz zentraler Werte, nicht auf postmoderner Beliebtheit oder einer Anpassung an den Zeitgeist – pflegen Sie dieses Erbe zugunsten von uns allen«¹².

Von dort aus positionieren sich die Kirchen in der Schweiz auch in einer eigentümlich variantenreichen Form gegenüber der Öffentlichkeit: Selbst in dringlichsten ethischen Debatten zur Sterbehilfe oder zur Asylgesetzgebung erheben sich unterschiedlichste reformierte Stimmen, wenn sie denn überhaupt laut werden – und ist dies der Fall, dann in der Regel ohne den dramatischen Duktus der Heilswahrheit.

Dies bedeutet dann zugleich, dass man sich von Seiten der Öffentlichkeit von einer ethisch argumentierenden Kirche zwar vieles, aber nicht das Wesentliche versprechen darf und auch nicht versprechen muss: Nicht Kirche und Religion sind historisch bedingt die Größen, die für Identität sorgen, weder im nationalen noch im lokalen Maßstab. Dafür sind die Helvetier angesichts der alten Bürgerkriege zwischen den Altgläubigen und den Reformierten in höchstem Maß sensibilisiert.

Im Ernstfall wird aber überall vor religiösem Übereifer gewarnt, da dieser tendenziell als gemeinschaftsgefährdend angesehen wird. Und dass in der Schweiz die Auslegung der verfassungsmäßig garantierten Religionsfreiheit primär unter der Prämisse des Schutzes vor Religion erfolgt, ist von dort her zu verstehen. Kirche hat ihren berechtigten Ort, wenn sie die kulturellen Verlässlichkeiten stützt und mitträgt, auch, wenn sie der Nächstenliebe ein Gesicht gibt, aber nicht, wenn sie zu einem grundstürzenden Aufbruch aufrufen sollte.

Interessanterweise hat damit auch die öffentliche Rolle der Kirche eine stark zivilreligiöse Kontur. In den wesentlichen ethischen Debatten und politischen Entscheidungsprozessen ist sie bestenfalls eine Stimme unter vielen. Zu bedenken ist hier, dass die rechtliche Anerkennung der Kirchen nicht durch die nationale Bundesverfassung garantiert ist, sondern jeder Kanton hier seine eigene

¹² U. Maurer, Gedanken zum Reformationskongress, Oktober 2013.

Verhältnisbestimmung von Kirche und Staat vorgenommen hat. In Genf ist sie im Übrigen juristisch gesehen längst zum privatrechtlichen Verein geworden. Möglicherweise war es gerade die genuin reformierte Verbindung von Kirche und Staat, die dazu geführt hat, dass die Rolle des kritischen Gegenübers nicht kultiviert wurde. Das einstmals christozentrische Verständnis des Politischen stellt sich gegenwärtig faktisch als eine Gestalt des Gemeinwesens ohne ein kirchlich mitgeprägtes Kerngehäuse dar. So sei hier nur beispielhaft erwähnt, dass die Zürcher Kirchen an den säkularen Feiertagen etwa des ›Sechseläutens‹ oder des 1. August wie ganz selbstverständlich mit den Fahnen der Stadt geschmückt sind. Dies jedoch als Ausdruck einer eindeutigen Säkularisierungstendenz zu bezeichnen, hieße, gerade diese religionskulturelle Dimension zu verkennen.

Diese nach wie vor in erheblichem Maß vorhandenen Selbstverständlichkeiten einer Kirche als gesellschaftlicher Akteur erlauben es nun auch, in praktisch-theologischer Hinsicht ein näheres Licht auf die tatsächlich zu berücksichtigenden Sensibilitäten zu werfen und von dort aus die grundsätzliche Problemlage reformierter Kirchenreform in den Blick zu nehmen:

3 SENSIBILITÄTEN

Grundsätzlich, um nochmals kulturhermeneutisch einzusetzen, herrscht nach helvetischem Selbstverständnis erhebliche Sensibilität für Landschaftsveränderungen, die möglicherweise selbst topographisch bedingt sind. Wenn in der Schweiz die Erde wackelt, fallen gerne schnell große Steine. Oder wie es in diesen Tagen in der Neuen Zürcher Zeitung aus der spitzen Feder Adolf Muschgs floss: »Eine aus hohen Bergen und dunklen Tälern geborene Haltung des Argwohns gehört, gegen das andere der Neugier und der Weltläufigkeit, durchaus dazu«¹³. Der Schweizer ist aber auch historisch bedingt »auf der Hut«, wo immer aufoktroyierte Eindeutigkeit droht. Dieser seismographische Ursinn ist vor allem darauf gerichtet, ob man zu etwas gezwungen werden könnte, was man auf keinen Fall will. Insofern ist die immer wieder genannte Langsamkeit keine Trägheit und schon gar keine Larmoyanz, sondern der Zustand höchster Aufmerksamkeit.

Von dort aus gesehen, sind die auf die Kirche bezogenen Zahlen und Szenarien natürlich höchstrelevant. Aber dem Schweizer ist aus den genannten Gründen der Aktionismus grundsätzlich fremd – übrigens nicht zuletzt aus dem Grund einer ebenfalls reformiert-urtiefen sensiblen Zurückhaltung gegenüber jeglicher Zurschaustellung der eigenen Person. Offenbar hat sich die reformierte

¹³ M. Meyer, Ist die Schweiz rassistisch? NZZ vom 20. 8. 2013.

Mahnung zur »Bescheidenheit und Nüchternheit«¹⁴ in Glaubens- und Alltagsdingen tief in das kulturelle Gedächtnis eingeprägt.

So geht selbst eine möglicherweise vorhandene Panik in der Regel gepflegt vonstatten. Dass dies konkret natürlich immer auch ökonomische Gründe hat, sei hier doch auch miterwähnt. Die Rede von Reformen jedenfalls löst deutschschweizerisch erst einmal die Reaktion aus, tief Luft zu holen und den Blick am besten auf die nächsten Jahre auszurichten, und erst dann zu überlegen, wie und vor allem wie schnell die Ärmel hochgekrempt werden müssten.

Zwar wird die politische Dynamik spürbar intensiver und übrigens auch die Identitätspolitik rigider und harscher – nach innen wie außen. Sie bringt sich durchaus an den Rändern der Gesellschaft in Stellung und baut dort verschiedene Bollwerke auf: Die entsprechenden Volksabstimmungen singen ein harsches Lied davon. Und man muss in der Tat fragen, ob Muschgs Vision eines sich auf Gastlichkeit verstehenden Gottes¹⁵ hier Grund und Boden findet, der sich menschenfreundlich vom Fluch eines lärmenden Gottes à la Christoph Blocher und der Orthodoxie des »Schwarz oder Weiß? Ja oder Nein?«¹⁶ unterscheidet.

Aber eine grundlegende Systemumwälzung an Haupt und Gliedern ist dabei nie das Ziel. Dazu gibt es zu wenig Haupt und zu viele Glieder. Das mag man nun für richtig oder falsch halten, aber so ist es.

Insofern sollte das reformierte »ohne« (man erinnere sich: ohne Jubiläum, ohne Glaube, ohne Bischof) samt Fragezeichen kirchentheoretisch nicht als Verlustgeschichte gelesen werden – und immerhin ist ja auch noch ein Fragezeichen da. Dass man ohne Bischof, Jubiläum, ohne Bekenntnis, ja selbst ohne Gott sein könnte, ja, dass man überhaupt schon diese Frage stellt, mag von außen her als Orientierungslosigkeit und Ausverkauf erscheinen. Aber nur, wenn man verkennt, dass es bei solchen Verweigerungshaltungen in erster Linie um die feine Sensibilität gegenüber aufgezwungenen Homogenisierungstendenzen geht – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Man kann und sollte eine solche Fundamentalkritik folglich aus der deutschschweizerischen Innenperspektive als provokative Freiheitszumutung erster Güte und auch als ultimativen Praxistest ansehen. Man nimmt sich damit die reformiert-reformatorische Freiheit zur eigenen Fragehaltung und im Zweifelsfall auch den Raum zur bewussten Entgegen-Setzung. Und dies kann – eine weitere helvetische Dialektik – je nach Fall in seinen Konsequenzen so massiv unkonventionell wie auch massiv konventionell ausfallen. Insofern kann selbst das vermeintliche Beharrungsvermögen Ausdruck für höchste Reformsensibili-

¹⁴ Vgl. *J. Calvin*, *Institutio* I, 14,4.

¹⁵ *A. Muschg*, *O mein Heimatland*. 150 Versuche mit dem berühmten Schweizer Echo, Frankfurt a. M. 1998, 192.

¹⁶ *A. a. O.*, 191.

tät sein und sollte jedenfalls nicht mit Paralyse verwechselt werden; wobei allerdings auch umgekehrt gilt, dass programmatisches Stillstehen als Reformaktivität interpretiert werden sollte.

4 EINE KIRCHENTHEORETISCHE PERSPEKTIVE IN FEINEN STRICHEN. EINORDNUNGEN UND REFORMKONSEQUENZEN

Diese typologischen Annäherungsversuche an die religionskulturelle deutschschweizerische Seelenlandschaft kann man nun auch ekklesiologisch auf die Spitze treiben. Gut reformiert gilt: »L'Eglise n'existe pas«. Die Kirche als solche existiert nicht. Dachverbände, Superstrukturen und alle Formen obrigkeitlicher Direktiven lösen erhebliche Aversionen aus. Kirche ist Gemeinde vor Ort. Das Nachdenken über Kirche erfordert größtmögliche Perspektivenbreite, oder wie es die Zürcher Kirchenordnung im 1. Abschnitt »Ursprung und Bekenntnis« formuliert: »Kirche ist überall, wo Gottes Wort aufgrund der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments verkündigt und gehört wird. Kirche ist überall, wo Menschen Gott als den Schöpfer anerkennen, wo sie Jesus Christus als das Haupt der Gemeinde und als den Herrn und Versöhner der Welt bekennen und wo Menschen durch den Heiligen Geist zum Glauben gerufen und so zu lebendiger Gemeinschaft verbunden werden. Kirche ist überall, wo Menschen durch Glaube, Hoffnung und Liebe das Reich Gottes in Wort und Tat bezeugen«¹⁷. Das ist reformierte Ubiquität und in aller Freiheit theologisch-programmatische Systemoffenheit.

Von diesem weiten Begriff kirchlicher Präsenz aus tragen dann folgerichtig alle Ordnungsprinzipien prinzipiell subsidiären Charakter. So heißt es: »Die Landeskirche baut auf den Kirchengemeinden auf. Sie gliedert sich in Kirchengemeinden, kirchliche Bezirke und Landeskirche. Kirchengemeinden, kirchliche Bezirke und Landeskirche folgen in der Aufgabenerfüllung dem Grundsatz der Subsidiarität«¹⁸.

Alle Homogenitätszumutungen und Führungsbegehrlichkeiten treffen auf gleichsam urdemokratische Widerstände. Gemeindeautonomie ist die unhintergehbare Richtgröße für alles politische und kirchliche Handeln. Was bleibt und sich bewährt, darüber wird immer vor Ort, ja letztlich am Ort der je Verantwortlichen, entschieden. Selbstbestimmung ist damit eben nicht ein von oben her institutionell zugestandenes, sondern ein in aller Freiheit von unten her ergriffenes Grundprinzip.

¹⁷ Art. 1, 1-3, in: <http://www.zh.ref.ch/handlungsfelder/gl/recht/gesetze-und-erlasse/rechtsquellen-1>, 25 (abgerufen am 22. 8. 2013).

¹⁸ Art. 143, 1-2 und 144, 1, in: <http://www.zh.ref.ch/handlungsfelder/gl/recht/gesetze-und-erlasse/rechtsquellen-1>, 54 (abgerufen am 22. 8. 2013).

Dies hat dann auch eminente Konsequenzen für die kirchliche Praxis auf den verschiedenen Handlungsfeldern: »Kontroversität« und »Wildwuchs«¹⁹ – so zwei Titelbegriffe neuerer praktisch-theologischer Publikationen im reformierten Kontext – sind Ausweis für eine prinzipiell maximal partizipative kirchliche Reflexions- und Gestaltungskultur. So heißt es zum Auftakt des Bandes *Reformierte Liturgik – kontrovers*: »Wir haben keine festen Gottesdienstordnungen, sondern bloß ein im Gesangbuch abgedrucktes Gerüst mit hoher Variabilität in der Ausgestaltung. Lokale Traditionen sind mit guten Gründen von größerer Bedeutung. Es geht nicht um den einen reformierten Gottesdienststil, sondern es geht um die Vielfalt geprägter und gehaltvoller liturgischer Stile. Es geht um inhaltliche und gestalterische Verbindlichkeit in der Vielfalt«²⁰.

Und zur Notwendigkeit der Kontroversität heißt es in wunderbar reformiert zugespitzter Dialektik: »In gewisser Hinsicht bleibt den Liebhabern der liturgischen Freiheit keine andere Wahl. Sie müssen sich auseinandersetzen. Natürlich beginnt das Gespräch nicht immer mit einem *Entweder-Oder*. Aber das wird unter Umständen erst deutlich, wenn das Strittige beim Namen genannt wird. Dann kann ein *Sowohl-als-Auch* oder ein *Weder-Noch* erwogen werden«²¹. Die institutionelle Dauerreflexion, die permanente »Unterscheidung der Geister«²² ist somit selbst reformierter Stil, während alle Ordnungsfixiertheit als prinzipiell stilllos angesehen werden müsste.

Nun stellt sich natürlich von hier aus die Frage nach den Möglichkeiten und Notwendigkeiten aktueller Kirchenreformen und damit gleichsam das Problem der Marktattraktivität:

Und hierfür lohnt es sich tatsächlich, über die aktuellen Zahlen und Statistiken hinaus die angedeuteten kulturellen Hintergrundvariablen möglichst genau in den Blick zu nehmen.

Methodologisch macht dies ein Instrumentarium und eine Zugangsweise notwendig, die weit über quantitative Annäherungen hinausgeht. Auch die gegenwärtig heiß gekochten Ergebnisse der Milieuforschung liefern bestenfalls impressionistische Versatzstücke ohne Tiefenschicht. Eben von daher erklärt sich der Blick auf die Frage des kulturellen Habitus zu Beginn dieses Beitrags.

Gefragt ist eine Praktische Theologie als eine religions- und eben auch kulturhermeneutische Wahrnehmungs- und Deutungswissenschaft. Denn die komplexen Phänomene gegenwärtiger Kirchenlandschaft bedürfen tatsächlich in-

¹⁹ Vgl. R. Kunz, *Der neue Gottesdienst. Ein Plädoyer für den liturgischen Wildwuchs*, Zürich 2006.

²⁰ R. Kunz/A. Marti/D. Plüss (Hg.), *Reformierte Liturgik – kontrovers*, Zürich 2011, 10.

²¹ A. a. O., 8.

²² Vgl. C. Zangger, *Der besondere Akzent: Die ideologiekritische Sensibilität*, in: *Krieg/Zangger-Derron* (Hg.), *Die Reformierten* (s. Anm. 8), 39.

tensiver qualitativer Vermessungen. Sie sind sowohl in ihrer historischen Herkunft wie in ihren anthropologischen Grundbedingungen theologisch immer wieder durchzubuchstabieren, um so wirkliches Verstehen der Situation zu befördern.

Hier sind die vorhandenen Narrationen ebenso zu berücksichtigen wie etwa literarische und alltagsmediale sowie gleichsam narrative, topographische Beschreibungen der gegenwärtigen Lage – ganz zu schweigen von den eminent wirksamen Traditionen politischer Kultur und des zivilreligiösen Selbstverständnisses sowie dessen medialen Symbolisierungen.

Bei dieser Art der Feldforschung kommt es auf die Feinheiten an. Aber nicht unbedingt oder in erster Linie im Sinn der empirisch-mikroskopischen Sequenzierung von Sätzen, sondern in der möglichst genauen Wahrnehmung und klug deutenden Interpretation menschlicher Lebensführung in all ihren facettenreichen religiösen Dimensionen.

Insofern plädiere ich für erheblich verstärkte kirchentheoretische Beschreibungsleistungen, um sich dem anzunähern, was für Menschen aufgrund ihrer je individuellen Lebensbedingungen an Kirche und Religion »nicht mehr« oder eben »nach wie vor« wesentlich ist. Um es praktisch zu machen: Meines Erachtens besteht eine wesentliche Forschungsaufgabe darin, individuelle Bilder von Kirche und Erwartungen an die Institution mit der menschlichen Grundfrage nach Orientierung und der theologischen Figur der Grundbedürfnisse und Schutzbedürftigkeit überhaupt in Verbindung zu bringen.

Die Spannung von Individualität und Gemeinschaft lässt sich natürlich auch für die Schweiz soziologisch näher kategorisieren. Allerdings sollte dieses Verhältnis seinerseits theologisch als Spannung zwischen individueller Lebensführung und der Suche nach verlässlichem Raum gedeutet werden. Oder anders gesagt: Bildung oder Herkunft, Engagementbereitschaft oder Distanz sind viel mehr als nur statistisch einzurechnende Hintergrundvariablen; sie verweisen auf wesentliche Bedingungsfaktoren und müssen damit in ihrer anthropologischen Tiefendimension für das menschliche Leben theologisch bedacht werden.

Es scheint mir zudem an der Zeit, das theologische Zukunftsverständnis in kirchentheoretische Debatten als einen wesentlichen Bedingungsfaktor mit einzuspielen. Statistische Prognosen hingegen – womöglich gar in Gestalt linearer Entwicklungsverläufe – sollte man durch die Konzentration auf das theologische Kerngeschäft kritisch relativieren. Auch der gegenwärtig intensiv betriebene Versuch, Erfahrungen aus fernen freikirchlichen Kontexten in die hiesigen Verhältnisse zu übertragen, verkennt wohl die faktischen kulturellen Prägungen vor Ort.

Um es hier kurz auf die Frage aktueller Reformprozesse zu übertragen: Da die Organisationsförmigkeit der schweizerischen Kirchen nicht nur hochplural, sondern für jegliche Steuerungskunst auch ein hochfluides Ensemble darstellt, sind alle Reformprojekte von vorneherein auf Dauerreflexion angelegt. So leistet

man es sich aktuell, sowohl eine Berner wie eine Zürcher Stadtkirchenreform mit erheblichen Finanzmitteln und über Jahre hinweg so demokratisch anzulegen, dass am Ende tatsächlich jeder von sich sagen kann, daran beteiligt gewesen zu sein. Und wenn am Ende der Prozess dann scheitern sollte, kann man damit eher leben als mit einer vermeintlich effektiv »von oben« implementierten Neustruktur, an deren Zustandekommen man nicht beteiligt war.

Ob damit aber beispielsweise neue kirchliche Orte oder fusionierte Gemeinden als zweite Größe neben den klassischen Parochien wirklich identitätsbildende Kraft gewinnen können, wird man sehen müssen. Auch hier gilt wieder: Bei solchen Reformen das spezifische Bedürfnis nach lokaler Beheimatung und familialer Struktur zu unterschätzen, könnte am Ende fatale Konsequenzen haben und dann tatsächlich zu einem konkurrenzhaften gemeindlichen *Entweder-Oder* zwischen Parochial- und Profilmgemeinden führen.

Von diesen Beobachtungen aus ist die Mitwirkung kirchentheoretischer Forschung an konkreten Reformprojekten mindestens dann ein ambivalentes Unterfangen, wenn deren Erfolg an harten Fakten wie Eintritts- und Austrittszahlen, Gottesdienstteilnahmen oder erhöhten Steuereinnahmen gemessen werden soll. Das Zürcher Zentrum für Kirchenentwicklung setzt in diesem Zusammenhang auf ekklesiologische Entschleunigung und bietet Organisationsberatung nur in Zusammenhang mit vorhergehender Reflexion über die notwendigen Qualitätsfragen an. Dass daraus dann in der Regel hochkomplexe und langwierige Prozesse der Begleitung werden, kauft man sich dann im wahrsten Sinn des Wortes eben mit ein.

SCHLUSS

Vielleicht haben ja die Reformierten in besonders pointierter Weise das reformatorische Grundanliegen im Licht der Freiheit eines Christenmenschen aufgenommen. Möglicherweise sind die betrachteten Eidgenossinnen und Eidgenossen mit ihren Grundfragen nach gelingender Identität, ihrem Freiheitsstreben und auch ihrem Sensus für konsensuale Konfliktlösungen deshalb besonders innovativ. Zugleich ist der tendenziell beharrende Sinn des Schweizlers mitsamt der ökonomischen Grundsaturiertheit inmitten der dynamischen Umbrüche der Kirchenlandschaft natürlich auch ein nicht geringes mentales und reales Blockadeinstrument gegenüber radikaleren Überlegungen. Um diese kulturellen Grundhaltungen auf ihre Chancen und Wirkungen hin genauer zu bedenken, müsste man jedoch wirklich nuanciert und mit feinen Strichen weiter-suchen. Die schweizerische Kirchenlandschaft jedenfalls bietet jede Menge Stoff für forschende, produktive Irritation.

Für alle Zukunftskonzeptionen von Kirche, Mitgliedschaft, Teilhabebedingungen und Distanzierungsphänomenen sollte jedenfalls das hermeneutische

Grundprinzip gelten: »Natürlich beginnt das Gespräch nicht immer mit einem *Entweder-Oder*. Aber das wird unter Umständen erst deutlich, wenn das Strittige beim Namen genannt wird. Dann kann ein *Sowohl-als-Auch* oder ein *Weder-Noch* erwogen werden«²³. Vom reformierten Stil gelassener Aufmerksamkeit kann man durchaus sowohl für die praktisch-theologische Forschung wie auch für konkrete Reformprozesse lernen.

Wie gesagt: Es kommt auf die Feinheiten an. Wer beim Hören die Nuancen nicht wahrnimmt, läuft schnell Gefahr, das Entscheidende zu überhören. Wer beim Reden zu deutlich wird, wird auf subtilste Weise ignoriert. Die kleinsten Gesten und Signale werden genauestens beobachtet und wollen auch beachtet werden. Wer dies hingegen übergeht, hat ein Problem, ohne dass er es überhaupt bemerkt. Eine möglichst genaue Beobachtung und Beachtung der feinen Unterschiede an Haupt und Gliedern kann auch die Kirchentheorie weit über die Schweiz hinaus ins Nachdenken bringen.

²³ Kunz/Marti/Plüss (Hg.), Liturgik (s. Anm. 20), 8.